

Bericht der Kirchenpräsidentin

Synode der Evangelischen Kirche der Pfalz

Juni 2026

**„Siehe, ich habe vor dir eine Tür aufgetan, und niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort bewahrt und hast meinen Namen nicht verleugnet.“
(Offbg. 3,8)**

Sehr geehrter Herr Synodalpräsident,
hohe Synode,

wir sind Zeugen und Zeuginnen einer Zeit, in der vieles gleichzeitig geschieht. Kriege und Gewalt prägen die Nachrichten. Menschen verlieren Vertrauen in Institutionen. Unsere Gesellschaft wird rauer im Ton und verletzlicher im Zusammenhalt. Und auch unsere Kirche steht mitten in tiefgreifenden Veränderungen: kleiner werdende Zahlen, knapper werdende Ressourcen, offene Prozesse und Fragen, viele Erwartungen an Leitung, Verwaltung, Seelsorge und Verkündigung.

Das alles kann man als Mangelgeschichte erzählen. Und das tun wir ja auch: weniger Mitglieder, weniger Geld, weniger Selbstverständlichkeit, weniger Hauptamtliche, weniger ehrenamtliches Engagement, weniger Gebäude, die wir auf Dauer werden halten können. All das lässt sich mittlerweile im Schlaf aufzählen, weil es zu unserer Realität gehört. Und dennoch ist es nur die halbe Wahrheit.

Die andere Wahrheit ist: Wir sind Kirche Jesu Christi in dieser Zeit. Nicht in einer idealen, nicht in einer übersichtlichen, nicht in einer bequemen Zeit, sondern in dieser. Wir können uns die Zeit nicht aussuchen, in der wir leben. Aber wir können wählen, wie wir mit ihr umgehen. Und deshalb ist für mich die entscheidende Frage nicht zuerst: Was verlieren wir? Sondern: Was machen wir aus dem, was wir haben?

Und damit meine ich nicht die materiellen Ressourcen, die sich immer wieder aus gutem Grund in den Vordergrund schieben. Natürlich leben auch wir als Kirche nicht von Luft und Liebe. Kirchen sanieren sich nicht durch gute Worte, Gehälter bezahlen sich nicht von selbst, jeder Kindergottesdienst braucht ein Budget. Und deshalb ist es unsere Aufgabe und Verantwortung, das, was uns wichtig ist, auskömmlich zu finanzieren. Aber was ist uns wichtig?

Manchmal sind die einfachen Antworten ja auch die besten. Und in diesem Fall liegt sie auf der Hand: die Menschen sind uns wichtig. Was brauchen Menschen von uns? Diese simple Frage stellt so viele unserer Diskussionen vom Kopf auf die Füße. Brauchen Menschen von uns endlose Diskussionen um Form und Struktur oder brauchen sie Segen und Seelsorge? Brauchen Menschen von uns eine Auskunft, wo eine Verwaltung sitzt, die ihnen dient, oder brauchen sie einfach nur die Sicherheit, dass es eine Verwaltung gibt, die ihnen dient? Brauchen Menschen von uns die Gewissheit, dass es uns so gibt, wie es uns schon immer gab, oder müssen sie sicher gehen können, dass es uns gibt, wenn sie uns brauchen?

Wir diskutieren uns im Moment um Kopf und Kragen über die Zukunft unserer Kirche. Zu Recht. Und die Aufgabe einer Synode ist es, dieser Zukunft Form und Struktur zu geben. Natürlich. Und doch verspielen wir unseren Anspruch, Kirche zu sein, wenn es nur darum geht. Denn das brauchen die Menschen nicht. Sie brauchen keine nimmermüden Mangelgeschichten, die immer nur um die eigene Befindlichkeit kreisen. Sie brauchen eine Kirche, die ihnen einen Horizont eröffnet, eine Sehnsucht spürt, für sie offen ist.

***„Siehe, ich habe vor dir eine Tür aufgetan, und niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort bewahrt und hast meinen Namen nicht verleugnet.“
(Offbg. 3,8)***

Das Bibelwort, das ich in diesem Jahr meinem Bericht voranstelle, spricht beides an: den Mangel und den Reichtum. Du hast eine kleine Kraft, schreibt der Engel der Gemeinde in Philadelphia. Das ist kein Vorwurf, das ist Realität. Es geht nicht um eine Gemeinde mit Selbstbewusstsein, mit Mehrheitsgefühl, mit Selbstverständlichkeiten. Es geht um eine

Gemeinde, die wachsen will und wachsen kann. Auch mit einer kleinen Kraft. Gerade mit einer kleinen Kraft.

Auf die kleine Kraft werde ich angesprochen. Natürlich. Fast in jedem Gespräch, in jedem Interview spielt sie eine Rolle. Die kleine Kraft. Wie will eine Kirche, die nicht mehr die Mehrheit hinter sich weiß, noch Einfluss nehmen? Wie will eine Kirche, die sich durch ihr Verhalten in Hinblick auf sexualisierte Gewalt selbst desavouiert hat, noch die Stimme erheben? Wie will eine Kirche, der die Ressourcenkraft ausgeht, noch kraftvoll in die Gesellschaft hinein wirken? Wie können wir als Kirche mit kleiner Kraft Kirche sein? Haben wir nur eine kleine Kraft?

„Ich habe vor dir eine Tür aufgetan, und keiner kann sie schließen.“ Es ist nicht unsere Kraft, aus der wir leben. Wir leben aus der Kraft des Evangeliums. Wir leben aus der Kraft eines liebenden, segnenden, barmherzigen, friedvollen Gottes. Wir leben aus der Kraft eines Senfkorns und dem Scherflein der Witwe. Wir setzen auf das verlorene Schaf und verstehen etwas von der Barmherzigkeit eines Samariters. Wir folgen einem, der alles am Kreuz verlor und schließlich das Leben gewann.

Oder anders: Von A wie Adam bis Z wie Zachäus erzählt die Bibel von Schwäche, von Versagen, von Verletzlichkeit, von Schuld, von Mangel. In jeder Hinsicht lotet die Bibel unser Menschsein aus bis in die letzten Tiefenschichten, führt uns an jeden Abgrund, und sei es unser eigener, erzählt von Menschen, vor denen die Welt ihre Türen schließt. Und Gott tut eine auf. Immer wieder. Dieser Gott ist es, der uns trägt und hält. Dieser Gott ist unsere große Kraft in unserer kleinen Kraft. Und von ihr sollen wir erzählen. Nicht vom Mangel.

Eine Kirche, die nur noch über den Mangel redet, schnürt sich selbst die Luft ab. Reden wir darüber, wo wir es müssen. Zum Beispiel hier. Nicht um ihn zu zelebrieren, sondern um ihn zu lösen. Aber dann ist es auch gut. Die Menschen haben ein Recht auf eine Kirche, die um die Kraft Gottes und die Fülle des Evangeliums weiß. Wer braucht eine Kirche, die sich in Nabelschau und Niedergang selbst ihrer Relevanz beraubt? Wir haben eine kleine Kraft. Machen wir etwas daraus. Gott öffnet Türen. Vertrauen wir darauf.

Und damit lade ich Sie ein, mit mir ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit durch Begegnungen und Erfahrungen des letzten Jahres zu gehen. Und ich beginne mit:

1. Die Tür zur verwundeten Welt: Israel und Palästina

Der Nahe Osten ist für uns nicht nur ein Thema der internationalen Nachrichtenlage. Er ist uns in diesem Jahr auf besondere Weise nahe gekommen durch die Reise, die wir im Februar unternommen haben. Diese Reise hat uns an Orte geführt, an denen politische Konflikte, religiöse Geschichte, menschliches Leid und geistliche Hoffnung auf engstem Raum beieinander liegen. Wer dort Menschen begegnet, spricht anders über den Nahen Osten. Nicht abstrakter, sondern vorsichtiger. Nicht einfacher, sondern verantwortlicher.

Wir haben wahrgenommen, wie tief die Wunden sind: die Angst und das Leid israelischer Familien nach dem Terror des 7. Oktober, das Leid der Geiseln und ihrer Angehörigen, die Traumatisierung einer ganzen Gesellschaft. Wer mehr darüber begreifen will, dem empfehle ich das ausgezeichnete Hörspiel „Auch wenn es dunkel ist. Berichte vom 7. Oktober“ des rbb¹. Uns haben vor Ort der Besuch des Nova-Geländes und die vielen Bilder ermordeter junger Menschen zutiefst berührt. Und aus den Berichten der überlebenden Friedensaktivistin Roni Kedar haben wir begriffen, dass an diesem Tag Menschen durch den Terror der Hamas durch die Hölle gingen, sich aber dennoch nicht dem Hass ergeben wollen.² Wir haben mit Israelis gesprochen, die ihr Land lieben, aber nicht ihre Regierung, die sich nach Frieden sehnen, aber kaum noch Hoffnung haben, dass es je einen geben wird.

Zugleich haben wir das unermessliche Leid der palästinensischen Zivilbevölkerung vor Augen, die Zerstörung, die Perspektivlosigkeit, die Angst um Kinder, Angehörige, Zukunft und Würde. Wir haben in der Westbank von Schikanen an Checkpoints gehört, von Perspektivlosigkeit gerade der jungen Menschen, von alltäglicher Unterdrückung und Unfreiheit.³ Direkt nach unserem Besuch beginnt der Krieg gegen den Iran, die Siedlergewalt erlebt eine neue Eskalationsstufe, die Einführung der Todesstrafe bei Terrorakten wird

¹ <https://www.ardsounds.de/episode/urn:ard:episode:58e5b6a105038a7f/>

² <https://www.indeon.de/gesellschaft/wir-alle-wollen-leben-wie-sich-roni-kedar-fuer-den-frieden-stark-macht>

³ <https://www.indeon.de/gesellschaft/parents-circle-israelis-und-palaestinenser-vereint-der-schmerz>

weltweit missbilligt, dem israelischen Polizeiminister Itamar Ben-Gvir wird wegen Verstößen gegen palästinensischer Menschenrechte in verschiedenen Staaten die Einreise verweigert.

Und gerade in diesen Tagen erreicht uns ein Brief des lutherischen Bischofs Imad Haddad, der von der Festnahme der Studentin Natalie Abudayyeh mit drei weiteren Frauen durch israelische Sicherheitskräfte in ihrer Wohnung in Birzeit berichtet. Sie gehört zu seiner Gemeinde, ist Absolventin der Schule Talitha Kumi, die auch wir besucht haben, und wurde ohne Angabe von Gründen unter Waffengewalt festgenommen. Ihre Familie weiß nicht, wo sie ist und was ihr vorgeworfen wird, niemand erhält Auskunft. Imad Haddad ist ein freundlicher, kluger und sanfter Mensch, den wir in Jerusalem kennenlernen durften. Ich nehme seinen Hilferuf an uns ernst, uns auch hier bei uns einzusetzen für Rechtstaatlichkeit und Menschenwürde, die jedem Menschen zustehen. Auch Natalie Abudayyeh.⁴

Nicht zuletzt dieses Beispiel zeigt, dass die christliche Stimme gebraucht wird, aber ohne billige Vereinfachungen. Sie darf weder Antisemitismus dulden noch das Leiden palästinensischer Menschen relativieren. Sie darf das Existenzrecht Israels nicht in Frage stellen und zugleich nicht schweigen, wo Menschenrechte verletzt werden. Sie muss Terror klar benennen und zugleich die Hoffnung auf einen gerechten Frieden wachhalten.

Immer wieder haben wir auf unserer Reise gefragt, was wir tun können, um die Menschen vor Ort zu unterstützen. Und immer wieder haben wir gehört, dass es um Hören und Sehen geht. Und darum, mit unserer kleinen Kraft die Tür zum Frieden, den „space of peace“ offenzuhalten. Der beginnt nicht bei Verträgen, sondern dort, wo Menschen einander nicht auf Nationalitäten und Religionszugehörigkeiten reduzieren, sondern einander als Menschen sehen. Es ist viel Trauer auf allen Seiten, es ist auch viel Hass auf allen Seiten. Aber es gibt sie, die Stimmen der Versöhnung, in denen Sprache nicht zur Waffe wird, sondern zur Unterbrechung von Hass.

Für uns als Kirche in der Pfalz heißt das: Wir brauchen eine friedensethische Haltung, die klar ist und nicht kalt; mitfühlend, aber nicht naiv; theologisch begründet und politisch wach. Wir stehen an der Seite jüdischen Lebens. Wir widersprechen Antisemitismus entschieden. Wir

⁴ <https://www.instagram.com/p/DZE6ueNjKTq/>

sehen zugleich das Leid der Menschen in Gaza, im Westjordanland und in der ganzen Region. Und wir halten daran fest, dass Gottes Verheißung nicht in Feindschaft aufgeht. Das gilt nicht nur für Israel und Palästina. Es gilt auch für die Ukraine, die seit mehr als vier Jahren dem russischen Angriffskrieg standhält. Auch hier dürfen wir uns nicht an den Krieg gewöhnen. Wir bleiben verbunden mit den Menschen, die um Angehörige trauern, ihre Heimat verloren haben, in Kellern und Schutzräumen ausharren oder bei uns Zuflucht gefunden haben. Frieden kann nicht entstehen, wenn am Ende Gewalt Recht bekommt.

Gerade weil wir als Pfälzer Kirche eine besondere Nähe zu Fragen von Grenze, Versöhnung und europäischer Nachbarschaft haben, gehört diese Friedensarbeit zu unserem Profil. Versöhnung ist nicht unser Besitz. Sie ist eine Aufgabe, der wir uns immer neu stellen müssen. In diesem Sinne verweise ich an dieser Stelle auch gerne auf die jüngste Friedensdenkschrift der EKD aus dem vergangenen Jahr unter dem Titel „Welt in Unordnung – Gerechter Friede im Blick“, die ich gerne Ihrer Lektüre empfehle.⁵ Sie hält an der Idee fest, dass es einen gerechten Frieden geben kann. Aber sie nimmt auch die aktuellen Bedrohungen in ihrer Realität ernst und erkennt, dass der Schutz vor Gewalt Grundvoraussetzung für Frieden ist. Seit ihrem Erscheinen werden die Aussagen dieser Denkschrift heftig diskutiert. Die einen erleben sie als Verrat am christlichen Pazifismus und Abkehr vom christlichen Friedensideal, den anderen geht sie noch nicht weit genug in Hinblick auf sicherheitspolitische Herausforderungen und Bedrohungslagen.

Ich für mein Teil bin dankbar für einen Text, der sich einem konfliktethischen Thema ohne das Pathos protestantischen Sendungsbewusstseins stellt. Die Denkschrift markiert Positionen und eröffnet gleichzeitig einen Diskursraum, in dem wir gemeinsam um Wahrheit ringen können und müssen. Viele Gedanken kann ich gut teilen, an einigen Stellen hätte ich mir andere Einschätzungen gewünscht wie zum Beispiel beim Thema „nukleare Abschreckung“ oder dem Wert von sozialer Gerechtigkeit auf dem Weg zum Frieden.

⁵ <https://www.ekd.de/friedensdenkschrift-2025-91393.htm>

Was ich mir vor allen Dingen aber wünsche, ist aber eine nachhaltige Wirkung dieser Denkschrift, die mit ihrem Erscheinen keinen Endpunkt, sondern einen Doppelpunkt markiert, die mir nicht Meinung vorgibt, sondern mich in meiner Meinung herausfordert, die uns alle im besten protestantischen Sinne nicht auf Position verpflichtet, sondern gemeinsam um Position ringen lässt. Immer wieder. In einer Welt, in der in der Tat viel zu vieles nicht in Ordnung ist, die aber nach Gottes Willen und um Gottes willen den Horizont des Friedens nicht verlieren darf. Für die Menschen im Nahen Osten, in der Ukraine, im Sudan und auch in unserem Land.

2. Die Tür zu Demokratie und gesellschaftliche Verantwortung

Die jüngsten Landtagswahlen in Rheinland-Pfalz liegen noch nicht lange zurück und sie hinterlassen gemischte Gefühle. Zur Demokratie gehört auch die Opposition, die nurmehr aus zwei Parteien besteht bei einer AfD, die ihre Abgeordnetenzahl mehr als verdoppelt hat. Neben den knapp 20 Prozent, die im Landesdurchschnitt für die AfD erzielt wurden, sind es besonders die hohen Ergebnisse in meiner Heimat, der Südwestpfalz, und die hohe Zustimmung bei den Jungwählenden, die nachdenklich machen. Nicht zu reden von den Landtagswahlen, denen wir in der zweiten Jahreshälfte im Osten unserer Republik entgegensehen, wo schon jetzt die Prognosen die AfD zum ersten Mal in der Regierungsverantwortung sehen. Dazu ein Zitat aus dem Regierungsprogramm der AfD Sachsen-Anhalt:

„Generell gilt: Unsere Gesellschaft braucht wieder klare Normen und Vorbilder. Ein Bekenntnis zum eigenen Land und eine Identifikation mit unserer Kultur dürfen nicht mehr als verdächtig, sondern müssen wieder als völlig normal und selbstverständlich gelten. Die Ehe aus Mann und Frau, aus der Kinder hervorgehen, muss durch die Politik als normative Normalität anerkannt und besonders gefördert werden.

Da die Kirchensteuerkirchen das nicht mehr vermitteln und sich vielfach vom christlichen Auftrag entfernt haben und vor allem gesellschaftspolitisch aktiv sind, können sie keine Sonderstellung durch Kirchensteuereinzug und Staatsleistungen beanspruchen. Die einseitige politische Indoktrination nicht nur an Schulen, sondern auch durch millionenschwere staatliche Programme und durch einen zwangsgebührenfinanzierten Rundfunk muss gestoppt werden.“⁶

⁶ <https://afd-regierungsprogramm.de/>

Zumindest in Sachsen-Anhalt, aber nicht nur dort, reüssiert die AfD mit Positionen, die wir als christliche Kirchen nicht teilen. Daraus haben wir auch in Rheinland-Pfalz im Schulterschluss mit unserer katholischen Schwesterkirche kein Hehl gemacht. Das betrifft zum einen die Art und Weise, wie über Flucht und Migration geredet und geurteilt wird, es geht um die Frage von sexuellen Selbstbestimmungsrechten und Rollenidentitäten und sehr grundsätzlich um die Frage nach der Allgemeingültigkeit von Menschenrechten, wie sie unser Grundgesetz vorsieht. Es geht zum anderen aber auch um eine Tonalität, die unter der Hand salonfähig gemacht wird, und eine Diskurskultur, die in griffigen Parolen und geschmeidigen Feindbildern erstickt wird. Das kann uns als Kirche nicht gleichgültig sein.

Vermeehrt hören wir den Vorwurf, gesellschaftspolitisch aktiv zu sein, anstatt uns auf das zu besinnen, was unser „Eigenes“ ist, was auch immer das sein soll. In aller Klarheit: Das Evangelium von Jesus Christus hat eine politische Dimension, weil es sich auf Menschen und ihre Lebenswirklichkeit bezieht. Gerade wenn wir gesellschaftspolitisch aktiv sind und uns politisch äußern, sind wir als Kirche bei unserem „Eigenen“. Das mag in einem Fürbittgebet sein oder in einem kirchenleitenden Statement, das äußert sich im vielfältigen Engagement unserer Diakonie und in unserem Bildungshandeln. Wer uns als Kirche in einer Nische sieht und auf welches „Eigene“ auch immer reduzieren will, verkennt die kleine Kraft und den großen Gott, der mit Macht die Türen zur Welt, zu den Menschen und ihrem Leben aufstößt und Gutes für sie im Sinn hat.

Definitiv ist es nicht unsere Aufgabe als Kirche, Demokratie von der Kanzel zu predigen oder uns parteipolitisch zu äußern. Aber definitiv ist es unsere Aufgabe, uns für ein politisches System einzusetzen, das sozial- und rechtsstaatliche Grundsätze zugunsten der Menschen ernst nimmt. Wenn das manchen ein Dorn im Auge ist, könnte das ja auch ein Zeichen dafür sein, dass unsere kleine Kraft gar nicht so klein ist. Das wiederum werte ich als Ermutigung, weiterhin starke Stimme im Konzert gesellschaftlicher Stimmen zu sein – eine Ermutigung, die ich auch von außen erlebe.

In Zeiten, in denen die, denen gesellschaftlicher Zusammenhalt und Gemeinwohl etwas bedeuten, zusammenhalten müssen, spielen unsere Mitgliedszahlen eine untergeordnete Rolle. Was eine Rolle spielt, ist, dass wir etwas zu sagen haben und was wir zu sagen haben.

Dass wir für Minderheiten eintreten, dass wir Lobby für die Randständigen sind, dass wir Not nicht mit Schlagbäumen identifizieren, dass wir Menschen nicht in Schablonen und Rollenbilder pressen, dass wir Empathie und Mitgefühl predigen, dass wir das Individuum achten und die Gemeinschaft fördern, sind Türen, die Menschen brauchen. Halten wir sie offen durch das, was wir sagen und tun. Halten wir sie offen gemeinsam mit all denen, die mit uns unterwegs sind im ökumenischen Geist, im interreligiösen Gespräch, in zivilgesellschaftlichen Bündnissen, als Menschen, denen etwas an Menschenwürde, Recht und Freiheit liegt. Mit aller Kraft. Wie klein oder groß sie auch sein mag.

Das ist das eine. Das andere ist unsere Verantwortung gegenüber all denen, die derzeit so verunsichert sind. Junge Männer sind verunsichert, wer sie sind und wer sie sein wollen. In verschiedenen Regionen der Pfalz sind Menschen verunsichert, wie es wirtschaftlich weitergehen soll und ob sie ihr Auskommen haben werden. Bundesweit sind Menschen verunsichert, ob die „da oben“ ihre Realitäten sehen und sich in ihrer Politik daran ausrichten. Mehr und mehr Menschen haben das Gefühl, dass Türen vor ihrer Nase zuschlagen, dass ihre kleine Kraft nichts wert ist, dass es keine Selbstwirksamkeit für sie gibt und dass nur ein grundlegender Richtungswechsel Lösungen bringen kann.

Es ließe sich lange spekulieren, woher diese Verunsicherung kommt. Ziemlich sicher hat sie etwas mit dem wenig verarbeiteten Trauma der Corona-Pandemie zu tun. Ganz sicher hat sie etwas mit wirtschaftlichen und geopolitischen Entwicklungen zu tun, die den alten Verlässlichkeiten den Boden entziehen. Wir begreifen langsam und schmerzhaft, dass Ressourcen endlich sind und es nicht einfach jeder Generation automatisch besser gehen wird als der vorigen. Eine ganze Gesellschaft macht derzeit Erfahrung mit Mangel. An Arbeit, an Auskommen, an Perspektive, an Sicherheit. Und viele erleben diesen Mangel sehr konkret: in Einsamkeit, in psychischer Erschöpfung, in Pflegebedürftigkeit, in Überschuldung, in der Sorge um bezahlbares Wohnen, in Familien, die nicht wissen, wie sie durch den Monat kommen. Und damit geht ein zunehmender Mangel an Solidarität und leider auch an Anstand einher.

Einigermaßen erschreckend sind Entwicklungen, die weniger von gesellschaftlichem Zusammenhalt als von gesellschaftlicher Hackordnung sprechen. Viel Verachtung wird

gezeigt, vor allen Dingen gegenüber den anderen. Viel Schuld wird gesucht, vor allen Dingen bei den anderen. Die anderen verdienen auch keinen Respekt, sondern im besten Fall Spott und Hohn, im schlimmsten Fall geht es um übelste Beschimpfung oder Androhung von Gewalt. Wenn Politiker*innen, Sicherheitskräfte und Journalist*innen ihrem Beruf nur noch unter Gefahr für ihre Sicherheit nachkommen können, ist eine rote Linie überschritten, die unsere Demokratie eigentlich zieht. Und das ist keine quantité négligeable, sondern ein Armutszeugnis für ein Land, in dem Recht und Freiheit noch etwas gelten.

Wenn uns Recht und Freiheit noch etwas gelten, dann müssen wir dafür einstehen. Nicht irgendwer in Berlin oder Mainz, sondern wir. Demokratie delegiert Verantwortung an die, die wir wählen, und enthebt uns gleichzeitig nicht der Verantwortung, die jeder einzelne, jede einzelne hat. Mit seiner kleinen Kraft. Die vielen Demonstrationen und Bündnisse, in denen Menschen für demokratische Rechte und eine diverse Gesellschaft auf die Straße gegangen sind und gehen, zeugen davon, dass Kraft da ist in unserem Land. Kraft für Freiheit, für Gerechtigkeit, für Zusammenhalt.

Und zwar nicht die einen gegen die anderen. Das wäre einfach. Aber Demokratie ist nicht einfach. Sie ist und bleibt ein Aushandlungsprozess. Und wir sehen weltweit, dass demokratische Ordnungen verletzlich sind — auch dort, wo man sie lange für selbstverständlich gehalten hat. Die Entwicklungen in den USA zeigen uns, wie schnell Vertrauen in Institutionen, Respekt vor Verfahren und die Bindung an Wahrheit unter Druck geraten können.

Und deswegen sind sie mir auch nicht gleichgültig, die anderen. Die, die sich derzeit unter blauen Fahnen versammeln und oft gar nicht genau wissen, warum. Die, die nach offenen Türen für sich und ihre Zukunft suchen und diesem System nichts mehr zutrauen. Die, die denken, dass alles gut wird, wenn man Menschen abschiebt, sich in Deuschtümeleien ergeht und den gebührenfinanzierten Rundfunk abschafft. Und die gar nicht begreifen, welche Tür sie damit öffnen. Wenn es denn eine Tür ist und nicht die Büchse der Pandora. Sie alle kann ich verloren geben, ihnen die Verachtung entgegenbringen, die sie für mich übrig haben, und damit meinen Beitrag zu einer Polarisierung leisten. Aber genau das will ich nicht.

Auch wenn das so gar keinen Applaus bringt, will ich in Menschen, die durch ihr Wahlverhalten meine demokratischen Grundüberzeugungen mit Füßen treten, dennoch Menschen sehen. Weil das doch eine Königsdisziplin von uns als Kirche ist. Wir sehen Menschen. Wir nehmen sie ernst. Wir hören ihre Sorgen. Wir suhlen uns nicht im Gefühl, die besseren Menschen zu sein, sondern wissen um die Schuldhaftigkeit, Verletzlichkeit und Vorläufigkeit jeglicher Existenz. Wir nehmen keine moralischen Überlegenheiten für uns in Anspruch, sondern nehmen unsere Verlorenheiten wahr und bleiben auf der Suche nacheinander. Das mag mühsam sein, auf jeden Fall anstrengend, auch ärgerlich. Aber nicht nur unsere Demokratie verdient, dass wir umeinander ringen, sondern auch unser christlicher Glaube, mit dem uns Gott in die Verantwortung nimmt. Füreinander.

Es bleibt also dabei. Wir werden als Kirche weiter die roten Linien markieren. Das müssen wir. Wenn es um Menschenwürde und Freiheitsrechte geht, können wir nicht anders. Aus diesem Grund haben wir im ökumenischen Schulterschluss vor den Landtagswahlen in Rheinland-Pfalz die Kampagne „Aufstehen für...“ durchgeführt und uns damit eindeutig im Sinne unserer Werte positioniert. Aus gutem Grund gibt es deshalb aber auch die EKD-Kampagne „#verständigungsorte“, bei der es dezidiert um Räume geht, in denen Menschen verschiedener Ansichten und Meinungen einander sehen und einander zuhören, um Verständnis ringen und Verständigung möglich wird⁷.

Aus gutem Grund bieten wir derzeit lila Gartenzäune an, die Orte von Gespräch sein sollen wie jüngst beim Demokratiefest in Neustadt an der Weinstraße. „Lass uns reden“ stand an diesem Zaun, und das haben Menschen getan. Haben ihre Geschichten erzählt, ihre Meinung gesagt, ihre Kritik geäußert, ihre Sorgen formuliert. So kann es gehen. So muss es gehen in einer Gesellschaft, die sich nicht in Hass und Verachtung verlieren will, sondern unter veränderten Rahmenbedingungen ernsthaft nach Lösungen sucht. Nach Türen, die sich auftun. Nach Vertrauen, das wächst. Nach Menschen, die füreinander da sind.

Was wir als Kirche mit unserer kleinen Kraft dazu beitragen können, sollen und werden wir tun. An Verständigungsorten und Gartenzäunen. Aber auch in unseren Gemeinden,

⁷ In unserer Landeskirche z.B. geplant in Kusel in der zweiten Jahreshälfte.

Einrichtungen, Kitas, Beratungsstellen und anderen diakonischen Orten. Wir müssen nicht erst Orte schaffen, wir haben sie längst und werden sie weiter haben. Orte, an denen sich Menschen willkommen und angenommen fühlen, an denen sie in ihrer Lebenswirklichkeit und Bedarfslage ernstgenommen werden, an denen Leben für sie besser werden kann. Das ist nicht nichts. Das ist Evangelium. Und es ist ein starker Beitrag zur Demokratie und einer Gesellschaft, in der Gemeinwohl etwas zählt.

3. Die Tür zur Ehrlichkeit: Sexualisierte Gewalt

Wer von kleiner Kraft spricht, darf die eigene Verletzlichkeit nicht romantisieren. Zur Wahrheit unserer Kirche gehört, dass Menschen im Raum von Kirche und Diakonie verletzt wurden. Sexualisierte Gewalt und Machtmissbrauch haben Vertrauen zerstört. Hier steht keine Tür offen, wenn wir die Vergangenheit verschließen. Türen stehen nur offen, wenn wir uns in letzter Konsequenz um Aufarbeitung, Anerkennung und Schutz mühen. Viel zu viele Menschen haben erlebt, dass sie nach offenen Türen suchten, sich aber eine blutige Nase holten. Viel zu viele Menschen haben uns als Institution vertraut und Verrat erlebt. Viel zu viele Menschen sind in ihrem Leben nachhaltig geschädigt durch das, was sie im Raum von Kirche und Diakonie an Missbrauch erlebt haben. Und das gilt. Ohne Wenn und Aber.

Weil wir für all diese Menschen keine kleine Kraft, sondern Macht haben, wenigstens jetzt etwas für sie und ihr Leben zu tun. Und das ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Wir haben Menschen im Stich gelassen, die uns vertraut haben. Wir haben zugelassen, dass unter dem Deckmantel der Liebe Seelen zerstört wurden. Wir haben verharmlost und bagatellisiert, negiert und verschwiegen, vertuscht und verdrängt. All das haben wir. Und uns damit zu Türschließern statt zu Türöffnern gemacht. Und weil das so ist, ist das Thema „sexualisierte Gewalt“ auch kein Nischenthema, sondern der kirchliche Lackmustest. Daran, wie wir mit diesem Thema umgehen, entscheidet sich, ob wir glaubwürdig sind. Nicht nur vor der Welt, sondern vor uns selbst. Und deshalb darf das Thema „sexualisierte Gewalt“ auch keine Pflichtübung sein, sondern gehört in die Mitte unseres Denkens und Handelns. In der Zugewandtheit zu betroffenen Personen, im Nachdenken über Macht und Machtmissbrauch, im Gestalten von Strukturen, die sichere Räume bieten. Und vor allen

Dingen in einer Haltung, in der es nicht um den eigenen Schutz, sondern den Schutz anderer geht.

Aus gutem Grund sind wir deshalb dabei, flächendeckend an Prävention durch Schutzkonzeptprozesse zu arbeiten. Anhand des bundesweiten Standards „hinschauen – helfen – handeln“⁸ werden Menschen geschult, die je eigene Situation auf blinde Flecken zu untersuchen, Bewusstsein für das Thema zu entwickeln und Konzepte für sichere Räume der Begegnung zu leben. Bewusst sprechen wir von „Schutzkonzeptprozessen“, weil wir damit nie fertig sein werden. Mit veränderten Menschen und veränderten Rahmenbedingungen müssen auch Schutzkonzepte neu überprüft und angepasst werden. Den einen kann es dabei nicht schnell genug gehen, andere empfinden das als zusätzliche Belastung. Bei den einen werbe ich für Geduld, weil auch wir erst ein System entwerfen und implementieren mussten, das für die verschiedenen Bereiche unserer Kirche gut greift. Bei den anderen hoffe ich auf Einsicht, dass der Schutz von Menschen aller Mühe wert ist. Zumal uns die Vergangenheit gelehrt hat, dass Taten sexualisierter Gewalt gerade dort möglich waren, wo so gar niemand mit ihnen gerechnet hat.

Mit diesen Taten beschäftigen wir uns im Bereich „Aufarbeitung“. Seit Frühjahr 2025 sind insgesamt neun so genannte „Unabhängige Regionale Aufarbeitungskommissionen“ (URAKs) bundesweit am Start. In unserem Fall haben wir uns mit der Evangelischen Kirche in Baden zusammengetan und mit drei Expert*innen, zwei kirchlich-diakonischen Vertreterinnen und zwei Betroffenenvertreterinnen eine gemeinsame URAK gegründet⁹. Aufgabe der URAKs ist die vertiefte Beschäftigung mit Aufarbeitung gerade in den regionalen Kontexten, unsere URAK arbeitet nach einer Phase der Konstituierung an ersten Ideen und Projekten. Der URAK zur Seite gestellt ist eine Betroffenenvertretung, die regelmäßig tagt. Einmal im Jahr laden beide Landeskirchen zu einem „Forum für Betroffene“ ein, das der Information, dem Austausch und der Vernetzung dient.

⁸ <https://www.hinschauen-helfen-handeln.de/>

⁹ <https://www.evkirchepfalz.de/aktuelles/pressemitteilungen/detailansicht/aufarbeitung-sexualisierter-gewalt>

Seit Beginn dieses Jahres arbeitet auch unsere „Unabhängige Anerkennungskommission“ unter veränderten Vorzeichen. Nach Inkrafttreten der EKD-Anerkennungsrichtlinie¹⁰ und der rechtlichen Aneignung durch diese Synode haben wir wiederum mit der Evangelischen Kirche in Baden sowie den beiden Diakonischen Werken eine gemeinsame Anerkennungskommission gegründet, die sich in ihrer Arbeit an der neuen Richtlinie orientiert¹¹. Das führt zunächst zu einer Neuprüfung und Neubewertung der bereits beschiedenen Altfälle, in die Zuständigkeit der Kommission fallen nun aber auch Fälle, die nicht verjährt sind. Jeder einzelne Fall wird mit großer Sorgfalt und der notwendigen Empathie geprüft, im Mittelpunkt steht die Bedarfslage der betroffenen Person. Dabei geht es um materielle Leistungen, aber auch um das Recht auf Gespräch, auf Begleitung, auf Information.

An dieser Stelle möchte ich Danke sagen für all die Menschen in den Kommissionen, Geschäftsstellen, Fachstellen, die sich in einem Themenfeld engagieren, in dem viel Fingerspitzengefühl und eine klare Haltung notwendig sind. Und ich danke ausdrücklich allen betroffenen Personen, die bereit sind, sich mit ihrer Geschichte auszusetzen und uns mit ihrer Expertise zu unterstützen. Das alles ist nicht selbstverständlich, aber bitter notwendig bei einem Thema, mit dem wir nie am Ende sein werden. Im Gegenteil. Es begleitet uns auf unserem Weg, und es ist an uns, wie wir ihn gehen.

4. Die Tür in die Zukunft: Transformation

Unserem Transformationsprozess „#kirche.mutig.machen“ ist auf dieser Synode ein eigener Tagesordnungspunkt mit Information zum Stand der Dinge gewidmet. Insofern werde ich mich hier einigermaßen kurz halten. Dennoch kann es keinen Bericht geben, der dieses Thema ausspart, weil ein guter Teil meiner und unserer Zeit in diesen Monaten der Transformation und der Diskussion über Transformation gewidmet ist.

Derzeit befinden wir uns mit allen Bezirkssynoden und Presbyterien in einem Stellungnahmeverfahren zu einer veränderten Verfassung und den drei Gesetzen zur

¹⁰ <https://www.ekd.de/aner kennungsrichtlinie-der-ekd-89097.htm>

¹¹ <https://www.aner kennungskommission-baden-pfalz.de/>

Kirchenbezirksreform, zum gemeinsamen Verwaltungsamt und zu einem gemeinsamen Kita-Träger. Begleitend dazu laden wir neben den ständig angepassten Informationen auf der Homepage¹² weiterhin zu Informationsveranstaltungen per Zoom ein und haben an vier Orten in der Pfalz so genannte „Zukunftsforen“ angeboten. Wir versuchen, für möglichst viele Menschen so transparent wie möglich zu machen, was diese Synode auf den Weg gebracht hat, nehmen Kritik und offene Fragen auf und arbeiten sie in die Arbeit der Koordinierungs- und Themengruppen unseres Prozesses ein. Natürlich liegt das Hauptaugenmerk vieler Haupt- und Ehrenamtlicher auf den Veränderungen, die sie selbst betreffen, und in der Sorge, dass durch die Veränderungen nichts gewonnen wird, sondern gerade das verloren geht, was ihnen wichtig ist: Nähe zu den Menschen, Engagement von Ehrenamtlichen, kirchliches Leben vor Ort. Oder kurz: dass die kleine Kraft noch kleiner wird.

Und gerade aus diesem Grund ist mir die Botschaft des Engels an die Gemeinde in Philadelphia so wichtig geworden. Bei all dem, was wir tun, geht es natürlich um Ressourcen und ihren bestmöglichen Einsatz. Es geht um Formen und Strukturen, in denen wir auch unter veränderten Bedingungen Kirche sein können. Es geht um eine kleiner werdende Finanzkraft, mit der wir umgehen müssen. Aber die Menschen, für die wir da sein sollen, wird es nicht interessieren, wo ein Verwaltungsamt sitzt, wie die Landeskirche aufgebaut ist, wem ein Gebäude gehört. Sie wird interessieren, ob wir uns für sie interessieren, ob wir mit unserer kleinen Kraft der großen Kraft Gottes etwas zutrauen und ob wir für sie die Tür zur Liebe Gottes offenhalten.

Es sind äußere Rahmenbedingungen, die uns zum Handeln nötigen. Und die mittelfristige Finanzplanung, die auch Thema dieser Synodentagung sein wird, zeigt, dass wir keinen Tag zu früh damit beginnen. Wer aber die Transformation unserer Kirche allein auf materielle Notwendigkeiten reduziert, verkennet, dass es auch und mindestens genauso dringend um eine geistliche Transformation geht. Auch wenn wir mehr Geld hätten, wären wir angesichts sich verändernder Lebenswirklichkeiten zu Veränderung aufgefordert. Und umgekehrt: Jetzt haben wir die Chance, nicht einfach zu sparen, sondern uns zu besinnen auf das, was uns wichtig ist und was wir leisten können, was wir tun wollen und was wir lassen können.

¹² <https://www.evkirchepfalz.de/zukunftsprozess>

Würden wir durch all unsere Maßnahmen nichts anderes tun, als das, was ist, in eingedampfter Weise fortzuführen, wäre ich ganz bei den Kritikern. Dann wird Transformation nicht entlasten, sondern erschöpfen. Dann tun am Ende weniger Menschen unter schwierigeren Bedingungen dasselbe wie vorher — im Pfarrdienst, in den Gemeinden, in Verwaltung, Bildung, Diakonie, Kirchenmusik und Jugendarbeit. Das wird uns noch die kleine Kraft rauben und keine Freiheit atmen. Aber die gehört zum Evangelium. Deshalb finde ich es so wichtig, dass wir uns jetzt die richtigen Fragen stellen. Nicht: Wie kann es möglichst dann doch irgendwie bleiben, wie es ist? Sondern: Wie kann es sein, dass es gut ist? Und dazu braucht es eine geistliche Unterscheidung.

Welche Türen halten wir aus Gewohnheit offen, obwohl keiner mehr durchgeht? Welche Türen könnten wir getrost schließen, weil sich andere öffnen? Und wo können sich Türen öffnen, die wir derzeit gar nicht auf dem Schirm haben, die aber für Menschen wirklich wichtig sind? Und wie halten wir in all dem die Tür Gottes offen? Ich mache mir nichts vor. Wir werden Entscheidungen treffen müssen, die auch mir mit meinen 34 Berufsjahren weh tun. Aber in 34 Berufsjahren habe ich auch gelernt, dass Dinge zu Ende gehen, auch wenn ich sie mag, dass ich mich manchmal zähneknirschend auf etwas Neues einlassen muss, dass das, was mir gefällt, noch längst nicht allen gefallen muss und es auch nicht tut.

Zu dieser geistlichen Unterscheidung gehört auch die Frage nach unseren Gebäuden und nach unserer Verantwortung für die Schöpfung. Kirchen, Gemeindehäuser, Pfarrhäuser sind nicht nur Kostenstellen. Sie sind Orte von Erinnerung, Begegnung, Trost, Bildung und öffentlicher Präsenz. Aber es sind auch Orte, an denen sich entscheidet, ob wir unsere Verantwortung für kommende Generationen ernst nehmen.

Der Klimaschutz ist in der öffentlichen Wahrnehmung erstaunlich in den Hintergrund gerückt. Aber er ist kein Zusatzthema für bessere Zeiten. Er gehört zur Frage, wie wir mit Gottes Schöpfung umgehen und welche Lasten wir denen aufbürden, die nach uns kommen. Gerade junge Menschen fragen uns zu Recht, ob unsere Worte und unsere Entscheidungen zusammenpassen. Auch hier haben wir eine kleine Kraft. Aber auch hier können wir Türen öffnen: durch verantwortliche Gebäudekonzepte, durch energetische Sanierung, durch kluge

Nutzung, durch Abschied, wo er nötig ist, und durch neue Formen gemeinsamer Verantwortung. Vielleicht müssen wir auch hier lernen: Nicht jedes Gebäude, das wir lieben, können wir halten. Aber jeden Raum, den wir halten, können wir so gestalten, dass er dem Leben dient.

Und so habe ich viel Verständnis für all die, die sich derzeit schwer tun und Veränderung so gar nichts Positives abgewinnen können. Weil es natürlich weh tut, weil die Verantwortung groß ist, weil wir alle keine Glaskugel haben und weil es in der Tat um harte Einschnitte geht. All das gehört auch zu einer Transformation. Und doch bleibt es dabei nicht stehen, können wir nicht dabei stehen bleiben. Es nützt uns nichts, wenn wir die Zukunft immer nur als Verlustgeschichte beschreiben, weil das blind macht für die Türen, die nach wie vor offen stehen oder sich öffnen können. Vielleicht an anderer Stelle, in anderer Gestalt, mit anderen Menschen.

Sehr bewusst hat diese Synode sich in ihren Eckpunkten darauf verständigt, die Ortskirchengemeinde in ihrem Bestand zu erhalten – eben, weil die Kirche im Dorf bleiben soll. Sehr bewusst arbeiten im Moment unsere Themengruppen daran, die Zusammenarbeit und Vernetzung zwischen Regio-Team und Ortskirchengemeinde so zu gestalten, dass sie verlässlich begleitet, Ehrenamtliche vor Ort unterstützt und für Menschen klare Zuständigkeiten bietet. Sehr bewusst weiten wir in unserem Prozess aber auch den Blick auf andere Möglichkeiten der Begegnung von Menschen mit ihrer Kirche. Nach wie vor steht die Gemeinde vor Ort an erster Stelle dieser Möglichkeiten, aber sie ist längst nicht mehr die einzige. Und sehr bewusst sehen wir Strukturen nicht als Selbstzweck, sondern als Ermöglichungsraum der offenen Türen. Sei es analog oder digital, sei es in der Heimatgemeinde oder in dem Segenszelt, das mitten auf dem Marktplatz steht.

Und sehr bewusst kommen wir Ihrem Auftrag nach, nicht nur Synergien und Kooperationen innerhalb unserer Landeskirche zu prüfen, sondern das Gespräch zu suchen mit den anderen um uns herum. Wir stehen mit der badischen Landeskirche in gutem Kontakt, haben Gespräche mit der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) und mit der Evangelischen Kirche in Kurhessen-Waldeck (EKKW) geführt. Es gibt Bereiche, wo sich bereits enge Zusammenarbeit abzeichnet, wie z.B. der Plan eines gemeinsamen Predigerseminars

mit der EKHN und der EKKW und einer gemeinsamen Akademie mit denselben Partnerinnen. Es gibt Bereiche, wo wir uns alle nach unseren Gesprächen engere Zusammenarbeit vorstellen können. Es ist eindeutig Bewegung in den Landeskirchen, und es ist Bewegung aufeinander zu.

Und dennoch spüren wir im Austausch auch die unterschiedlichen Rahmenbedingungen und kulturellen Voraussetzungen, die im Raum stehen und nicht einfach wegzuwischen sind. Wir sind alle evangelisch und doch unterschiedlich gewachsen und geworden. Das steht engeren Beziehungen definitiv nicht im Weg, aber unsere Verschiedenheit gehört zu dem Weg, den wir gehen, und macht ihn nicht schneller. Das gehört zur Wahrheit, auch angesichts dessen, dass das Wort „Fusion“ mir immer wieder begegnet im Sinne eines Auswegs, der uns vor unseren Veränderungen bewahrt. Und immer wieder gilt es zu betonen, dass Fusionen von allen gleichermaßen gewollt sein müssen, dass nach aller Erfahrung Fusionen mit langwierigen und kräftebindenden Verhandlungen verbunden sind und dass all das nicht vermeidet, dass wir unsere Hausaufgaben machen müssen. Wir bleiben am Ball, das haben wir Ihnen versprochen und ist auch das, was die Zeit gebietet. Und ich bin zuversichtlich, dass sich mehr und mehr Türen auftun, weil ja alle begriffen haben, dass die Zukunft im Bündeln unserer kleinen Kräfte liegt. Aber der schnelle Weg ist es nicht.

5. Die Tür zu und mit den Menschen: Aufbrüche

In all dem, was uns derzeit beschäftigt, belastet, auch schmerzt, gibt es Gott sei Dank aber auch so viele Beispiele dafür, wo Aufbrüche gelingen, wo die kleine Kraft etwas austrägt, wo sich Türen zu Menschen öffnen. Und gerade, weil wir derzeit viel über Verlust und Mangel erzählen, will ich diesen Bericht nicht schließen ohne einen Blick auf all die Ermutigungs- und Hoffnungsgeschichten, die auch zu unserer Realität gehören und Wegweiser in die Zukunft sind. Natürlich finden sich die in unseren Gemeinden, aber eben nicht nur dort.

Vier Türöffner-Initiativen haben wir in diesem Jahr mit einem Förderpreis für Innovation ausgezeichnet: Das Projekt „Flexibilisierung RU“, die Familienkathedrale Annweiler, der Pfälzer Kirchentag und das Projekt „Abschiede am Rhein“. Einen Sonderpreis erhielt das Projekt „Himmel & Hund“. Allesamt entstanden aus Ideen vor Ort, im Kontakt mit den

Menschen und dem, was sie brauchen, was ihnen gut tut, wo sich Räume eröffnen für Begegnung, wo sich Kontakte ergeben und Begegnung ereignet, die über den Moment hinaus Menschen innerlich stärken.

Ein weiteres Beispiel ist unsere Segensagentur „Blessed.Pfalz“, für die auch noch gesonderter Raum auf dieser Tagung sein wird und die noch einmal ganz anders offene Türen zu den Menschen sucht, nämlich dort, wo sie sind, und mit dem, was sie mitbringen. Niemand muss wissen, wie Kirche funktioniert. Niemand wird gefragt, ob er dazu gehört oder nicht. Wer eine Sehnsucht hat, ein Gespräch sucht, ein Segenswort wünscht, ist willkommen, darf aber auch wieder gehen – und wird vielleicht irgendwann leichter kommen. Mit einem Fuß in der Tür.

Ähnlich verhält es sich mit „Philippus“, diesem Projekt, das aus gutem Grund nach einer biblischen Figur benannt ist, die frohe Botschaft auf dem Weg vermittelt, genau zur rechten Zeit – an einen, der genau in diesem Moment etwas braucht. Darin spiegelt sich ein Perspektivwechsel, der für mich auch in der Frage Jesu an den blinden Bartimäus zum Ausdruck kommt: „Was willst du, dass ich dir tue?“ Kirchliches Handeln von den Menschen her denken, Kirche auf dem Weg, Kontaktpunkt auf dem Lebensweg sein, Begleitung anbieten und für jeden und jede dankbar sein, die sich ansprechen lässt. Auch wenn daraus kein lebenslanges Engagement wird.

Das gilt im analogen Raum wie im digitalen. Immer noch erlebe ich viel zu oft die Haltung, als sei der digitale Raum eine Art Zusatzraum oder Vorbereitungsraum für die analoge Welt. Bei aller Wertschätzung analoger Begegnung sind die digitalen Räume für viele Menschen zwischenzeitlich viel mehr. Sie sind ein eigener Lebensraum, in dem sich Menschen informieren, vernetzen, darstellen, nach Rat suchen. Wenn wir als Kirche dort nicht vorkommen, dann fehlen wir an einem Ort, an dem Menschen leben. Social-Media-Aktivitäten sind deshalb weit mehr als Öffentlichkeitsarbeit, als digitale Litfaßsäulen. Sie können auch Verkündigung sein, auch Seelsorge sein, auch Bildung vermitteln. Und sie können Menschen in einer digitalen Community zusammenbringen.

Die Türen des digitalen Raumes haben wir noch längst nicht ausgelotet, aber die Anfänge unserer Beiträge auf Instagram und Tiktok stimmen hoffnungsvoll. Nicht jeder Post will eine Offenbarung sein, aber er will Menschen einen Impuls geben, zum Nachdenken anregen, zum Diskutieren ermutigen und gerade einer Generation von Menschen Interesse an Kirche vermitteln, denen die Schwellen im analogen Raum oft zu hoch sind. Und bevor ich die Nase rümpfe, lasse ich mich bewegen von all den Kommentaren zur Abi-Kerzen-Aktion, die ja nur die nach außen sichtbare Spitze des Eisbergs eines aufwändigen Community-Managements sind. Mehr dazu auch noch im Verlauf unserer Tagung.

Ob digital oder analog sind wir als Kirche gut für Menschen, wenn wir die öffentlichen Räume nicht scheuen. Sei es das Feuerwehrfest vor Ort oder der Bad Dürkheimer Wurstmart, wo wir auch in diesem Jahr Menschen dazu einladen, ihre Liebe zu feiern. Wir sind sichtbar im öffentlichen Raum der Marktplätze und offenen Kirchen, in Schulen und Kitas, in Krankenhäusern und Pflegeheimen. Man sieht uns bei Bündnissen für Demokratie, bei Friedensgebeten, an lila Gartenzäunen, bei Stadtfesten und in Gemeindehäusern. Und wo wir sichtbar sind, setzen wir unsere kleine Kraft ein, um für Menschen Türen offenzuhalten. Aber das gelingt uns umgekehrt nur, wenn auch wir erkennen, wo die Türen zur Welt sind und die Menschen in ihren Lebenswirklichkeiten.

Unsere Zukunft wird sich nicht an Strukturen entscheiden, sondern daran, ob wir ansprechbar sind, ohne aufdringlich zu sein. Ob wir klar erkennbar sind, ohne uns wichtig zu machen. Ob wir eine Sprache finden, die Menschen verstehen, ohne das Evangelium zu bagatellisieren. Und siehe da, das geschieht bereits an vielen Orten. In Gemeinden, die Neues ausprobieren ohne eine jahrelange Risikoanalyse. In Gottesdiensten an anderen Orten und zu anderen Zeiten. In Tauffesten am Wasser. In Familienkirche, Feierabendkirche, Wohnzimmerkirche, Kirche Kunterbunt, Pop-up-Formaten, Pilgerwegen, offenen Kirchen, musikalischen Formaten, Gesprächsabenden, Besuchsdiensten, Vesperkirchen, Stadtteilprojekten. Nicht alles davon ist spektakulär. Nicht alles wird bleiben. Nicht alles passt überall. Aber überall dort, wo Menschen sich fragen, was die Menschen an diesem Ort brauchen, hört Kirche auf, über ihre kleine Kraft zu klagen, sondern setzt sie ein.

All diese Initiativen fallen nicht vom Himmel, sie entstehen durch die Kreativität und Fantasie von Ehren- und Hauptamtlichen. Sie entstehen in Presbyterien, die sich ein Herz fassen, durch Pfarrpersonen, die Lust zum Ausprobieren haben, durch Ehrenamtliche, die selbst aktiv werden wollen, durch Kirchenmusiker*innen, Gemeindepädagog*innen, Jugendreferent*innen, junge und alte Menschen, die spüren: Da ist eine Tür. Wir wollen sie offenhalten. Und wer sich all das klar macht, begreift etwas von dem menschlichen Reichtum, der uns als Kirche ausmacht. So viele Menschen, die sich nicht fragen, ob ihre Kraft klein oder groß ist, sondern die einfach machen. Gott zur Ehre und den Menschen zum Wohl.

Deshalb möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich Danke sagen. Danke an die Gemeinden, die Neues versuchen und riskieren, dass nicht alles gelingt. Danke an die, die einen anderen Gottesdienst feiern, ohne den vertrauten gering zu achten. Danke an die, die ihre Kirche öffnen. Danke an die, die auf den Markt gehen, einen Pavillon aufbauen, Kaffee kochen, zuhören, segnen, werben, tragen, aufräumen. Danke an alle, die nicht nur offene Kirchentüren behaupten, sondern sie leben. Sie alle erzählen keine Mangelgeschichten, sondern Mut-Geschichten.

Hohe Synode, wenn ich auf diese Aufbrüche schaue, dann sehe ich keine Kirche, die am Ende ist. Ich sehe viele Stellen, an denen wir mit unserer kleinen Kraft Wirkung zeigen oder besser: Gottes Wirken Raum schaffen. Ich sehe, wieviel möglich ist mit einer Haltung, die offen ist für das, was die Menschen und was die Zeit von uns erfordert. Ich sehe eine Zukunft, in der es gar nicht in erster Linie um neue Formen geht, sondern um Menschen, die Lust haben, etwas zu verändern, etwas auszuprobieren, christlichen Glauben und geistliche Haltung zu leben. Und ich sehe, dass Gottvertrauen keine leere Floskel ist, sondern ein Bewusstsein für das, was Gott durch unsere kleine Kraft tun kann. Das löst nicht automatisch unsere Strukturfragen. Aber es ist der Grund, warum sich Strukturfragen lohnen, warum es nicht nur Last ist, zu neuen Ufern aufzubrechen, neue Türen zu entdecken und mit Selbst- und Gottesbewusstsein in der Welt unterwegs zu sein. Zu und mit Menschen. Und wenn wir das tun, dann sind wir Kirche.

Nun bitte ich um Entschuldigung für all die Themen, die angesichts dessen, dass es ein Bericht und kein Buch ist, keine Berücksichtigung gefunden haben, und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!